

Zeitschrift: Jahrbuch Oberraargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberraargau
Band: 41 (1998)

Artikel: Die Bundesverfassung von 1848 im Lichte der Schweizer Literatur
Autor: Multerer, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Bundesverfassung von 1848 im Lichte der Schweizer Literatur

Thomas Multerer

Als ich vor geraumer Zeit angefragt wurde, zum Thema «Bundesverfassung und Schweizer Literatur» einen Vortrag zu halten, sagte ich spontan zu. Ich habe diese Spontaneität zwar keineswegs bereut, aber ihre Prämissen haben sich im Laufe der Arbeit grundlegend verändert. Ich dachte damals naiverweise, dass vielleicht ein halber Tag in der Bibliothek genügen würde, um das Material zusammenzutragen, Material, aus dem dieser Vortrag dann leicht zu kompilieren wäre. Hierin habe ich mich grundlegend getäuscht.

Nach diesem halben Tag in der Bibliothek hatte ich den Eindruck, dass wir wohl die ersten seien, die sich dieser Frage überhaupt stellen. Erst zögerlich nach und nach stösst man auf Aussagen zu unserer Thematik, vieles bleibt dabei vage, unverbindlich. Die Frage wird jeweilen höchstens am Rande mit einigen Hinweisen behandelt, die Aussagen sind oft widersprüchlich. Oft hat man gar den Eindruck, die Frage werde mit Absicht ausgeklammert.

So präsentiert sich die Ausgangslage für diesen Vortrag. Sie ist schlecht, wenn wir abschliessende Wahrheiten erwarten. Wie es nun wirklich war und ist, kann ich Ihnen heute nicht sagen. Sie ist aber ausgezeichnet und ganz in meinem Sinne, denn nun kann die subjektive Vermutung Urständ feiern, und ihr hört man, glaube ich – vor allem in Feststimmung – weit lieber zu, als der trockenen Germanistik.

Ich werde also versuchen, Ihnen einige Ideen, einige Gedanken zu Bundesverfassung und Literatur mitzugeben. Sie sind vielleicht subjektiv, Thesen eben, die einer wissenschaftlichen Durchleuchtung nicht oder noch nicht haben standhalten müssen.

Ich beginne mit einer ersten These, welche zugleich eine Schlussfolgerung sein könnte: *Die Bundesverfassung von 1848 erscheint im Lichte der Literatur nicht. Jedenfalls nicht in jener Literatur des 19. Jahrhunderts, die*

wir heute noch kennen. Und jedenfalls nicht als Bundesverfassung. Den «Schweizerspiegel» dieser Zeit gibt es nicht. Die Nation Schweiz und ihre Entstehung aus den grossen Staatskrisen von 1798–1848 und darüber hinaus erscheint nicht.

Warum kommt in unserer Literatur das geschichtlich für die heutige Schweiz unbestritten bedeutendste Ereignis nicht vor? Warum wird es literarisch nicht reflektiert? Diese Frage möchte ich ansatzweise zu beantworten versuchen. Es sind zwar grosse und ernstzunehmende Versuche gemacht worden, diese Zeit in Literatur zu fassen. Vor allem ist Jakob Bührers Romantrilogie «Im roten Feld» zu nennen. Jakob Bührer hat sich in dieser Romantrilogie mit der Absicht getragen, diese Epoche darzustellen, aufzuzeigen, wie der Weg der Schweiz von 1770 bis 1848 verlaufen ist. Bezeichnenderweise erzählen die drei Bände dann aber nur die Zeit bis 1798, also nur die Anfänge. Bührer ist über den Anfang nicht hinausgekommen.

Zwar gibt es eine Literatur, welche sich intensiv und direkt mit 1848 auseinandersetzt, wie Rémy Charbon in der NZZ vom 27./28. Juni 1998 aufzeigt. Aber die Namen der damals angeblich vielgelesenen Autoren, wie Christian Wälti, Karl Knell, Reithard, Meyer-Merian, Wiederkehr sind heute völlig vergessen, man findet ihre Literatur nicht einmal mehr in einer Anthologie. Ich erspare Ihnen das Zitat der patriotischen Gedichte, die heute völlig unerträglich geworden sind.

Gehen wir von den beiden Beispielen aus, so kommen wir zum Schluss, dass es irgendwie nicht möglich scheint, die Entwicklungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in gültige Literatur, welche bleibt und die Zeiten überdauert, zu fassen. Die Literatur, die sich direkt mit der Entwicklung hin zur Bundesverfassung befasst, ist durch ihre Zeitbezogenheit längst vergessen, oder die Vorgänge haben sich – wie bei Bührer – als nicht darstellbar erwiesen. Oder die grossen Schweizer Weltliteraten dieser Zeit, Gotthelf, Keller und Meyer, machen bei der Darstellung des Politischen nicht Halt, sondern ihre Analyse geht tiefer.

Diese wenigen Beispiele müssen für den Moment genügen, um meine These, die Bundesverfassung erscheine im Lichte der Schweizer Literatur nicht, zu stützen. Es geht nun darum, den Versuch zu wagen, die Gründe für diesen Umstand ansatzweise zu erörtern.

Ich möchte dies wiederum mit zwei Thesen zu erläutern versuchen. Die erste lautet:

Das Werden der modernen Schweiz spielt im Bewusstsein unseres Volkes eine geringe Rolle. Die Vorgänge von 1798–1848 haben sich in unserem Bewusstsein nicht verankert.

Ausgangspunkt zur Erörterung meiner ersten These mag das eigene Erleben sein: Ich kenne, trotz einiger Semester Geschichtsstudium, die Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert nur sehr oberflächlich. Die Zusammenhänge sind mir nicht klar. Auch nach der Lektüre einschlägiger Kapitel ergeben sich immer wieder Unklarheiten. Man hat Mühe, die Vorgänge zu überblicken. Dagegen kennen wir die Urgeschichte der Schweiz, Wilhelm Tell, Rütlichschwur, Morgarten, Sempach bis etwa zu den Burgunderkriegen, ganz hervorragend, da glauben wir das echte Schweizertum verkörpert, im Mittelalter wurzelt der schweizerische Geschichtsmythos, im Sagenhaften und Irrationalen, im – um es spitz zu sagen – frei Erfundenen. Ganz grosse Patrioten führen ihre Schweiz sogar noch auf den heldenhaften Kampf der Helvetier gegen Cäsar bei Bibracte zurück und sehen in Divico einen ersten Schweizer Freiheitskämpfer.

Die Französische Revolution, die Revolutionen von 1830 und 1847/48 und die Gründung des Bundesstaates werden im geschichtsmythischen Bewusstsein der Schweiz ausgeblendet. Der Bundesbrief von 1291, nicht die Bundesverfassung, ist die Gründungsakte der modernen Schweiz. Der Geschichtsmythos erzählt nichts von Auseinandersetzungen und Staatskonzepten im 19. Jahrhundert, er wiederholt immer wieder die alten Chroniken, erzählt vom wehrhaften Kampf des kleinen Landes gegen die fremden Bedrücker.

Warum ist dies so? Die Gründe sind bestimmt vielfältig. Nur zwei seien genannt: Die ausgeblendete Periode wird von der grossen Niederlage der Alten Eidgenossenschaft eingeleitet. Die Entwicklungen, die zur Bundesverfassung von 1848 führen, werden von aussen angestossen, sind keine eigene Entwicklung. Daran erinnert man sich nicht gerne, und daran einen Geschichtsmythos zu knüpfen, wäre wohl einfach nicht passend. Das Werden der modernen Schweiz verläuft nicht geradlinig, viel daran ist auch nicht besonders ehrenvoll für die einen oder anderen. Viel ist aber auch heute schwer nachvollziehbar, gehört einer anderen Zeit an.

Die Schweiz suchte nach einem einfachen Mythos, nach etwas, das nicht komplex ist, woran man glauben kann. Die Vorgänge vom Ancien Régime zur Bundesverfassung sind nicht mythoswürdig und deswegen auch



Ausschnitt aus: Der Genius der Eidgenossenschaft (1886). Zeichnung nach der Sempacher Schlachtfeier von K. Jauslin.

nicht in Literatur gefasst worden. Sie vermitteln ein anscheinend zu wenig hehres Bild unserer Nation.

Die nachauflärerischen Staatskonzeptionen genügten zur Bildung eines Nationalmythos und -gefühls nicht. An den Parteikämpfen und Geburtswehen der modernen Schweiz liess sich das Nationalgefühl nicht aufhängen. Dazu waren diese zu rational, zu sehr nachvollziehbar. Sie liessen sich schlecht idealisieren.

Die Notwendigkeit der Abgrenzung vom sich einigenden Deutschland ist bestimmt der Hauptgrund, warum sich dieser schweizerische Mythos gebildet hat. Diese Abgrenzung wird aber erst in den 70er Jahren nötig.

Die Zeit von 1848 dachte gar noch nicht an kulturelle Abgrenzung. Eine kulturelle Abgrenzung ist für die Schweiz erst mit der deutschen Einigung und der Gründung des zweiten Kaiserreiches von 1870 an wünschenswert und notwendig. Erst mit dem Staate Bismarcks und dem deutschen Mythos Richard Wagners sieht sich die Schweiz genötigt, sich nun auch als Nation abzugrenzen. In Klammern sei bemerkt, dass wir heute kaum einen Begriff mehr haben von der kulturellen Offenheit des alten Europa. Die enge kulturelle Beziehung zu Deutschland war bis in die dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts weit selbstverständlicher als heute. So hatten Gotthelf und Keller deutsche Verleger, und auch Maria Wasers Werk erschien nicht in der Schweiz, sondern in Deutschland.

Nun geschieht aber diese Abgrenzung nicht mit dem geschichtlichen Material von 1830 und 1848, sondern mit dem Mittelalter, mit Tell und Rütli. Hier findet man einen mythischen Grund, der irrational genug ist, um nicht gleich ins Wanken zu geraten. Sehr wohl hätte auch die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts Material zum Mythos geborgen. Immerhin war die 48er-Revolution in der Schweiz die einzige in Europa, welche zum Erfolg geführt hat!

Ungemein gefördert, ja bestimmt wurde diese Mythenbildung durch die Tatsache, dass der Mythos von der Gründung der Schweiz bereits meisterhaft in Literatur gefasst war. Ja, dieses Stück Literatur hat wesentlich dazu beigetragen, dass unser Nationalmythos mittelalterlicher Provenienz ist.

Ich meine Friedrich Schillers Schauspiel «Wilhelm Tell». Die Bedeutung von Schillers Tell kann für die Bildung des schweizerischen Nationalmythos gar nicht überschätzt werden. In der Literatur der Weimarer Klassik findet die Schweizer Mythenbildung genau das ausgearbeitet, was sie braucht, ihre Urgeschichte wird auf eine einmalig adäquate Art interpre-



Kladderadatsch 12
(1859), Heft Nr. 53
vom 13. November
1859.

tiert und nationalmythisch aufbereitet. Zudem schreibt Schiller das Schauspiel von 1802 bis 1804 – in jener Zeit also, in der sich die Ideen der Französischen Revolution mit Napoleon in Europa auszubreiten beginnen. Die Uraufführung findet im Jahre der Kaiserkrönung Napoleons statt. Der Tell ist Schillers bewusste Antwort auf die Revolution – und diese, Schillers, des Weimarer Klassikers, Antwort auf die Revolution konstituiert wesentlich den Nationalmythos der Schweiz. «Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen noch Gefahr.» Diese Verse haben sich so eingepreßt im Volke, dass wir sie für den Wortlaut des Bundesbriefes von 1291 halten.

Kein Nachdenken über die Literatur der Schweiz – sofern diese auch ihr Gegenstand ist – kommt um die Analyse dieser Verknüpfung von Fran-

zösischer Revolution und Sagenfigur des Mittelalters in Schillers Drama herum. Der Einfluss, der von Schillers Tell und mehr noch von dem darin vertretenen Denken auf die Schweizer Literatur ausgegangen ist, ist meiner Meinung nach enorm. Max Frischs «Wilhelm Tell für die Schule» ist ein später Beweis dafür.

Es ist erstaunlich, dass der Nationalmythos der Schweiz auf einem Stück Literatur beruht, das in jener Zeit geschrieben wurde, welche die Schweiz so sorgfältig ausklammert.

Schauen wir aber Schillers Tell genauer an, zeigt sich auch warum das so ist. Gewiss ist Schillers Tell ein Freiheitsdrama, gewiss hat Tell und haben auch die Eidgenossen revolutionäre Züge. Aber es geht im Tell nicht um politische Freiheit. Tell ist nicht der Verwirklicher von Demokratie, von Freiheit im Sinne von Selbstverwaltung.

Tell ist bei Schiller ein grosser Einzelgänger. Er nimmt am Rütlichschwur gar nicht teil, die politischen Freiheits- und Autonomiebestrebungen der Eidgenossen interessieren ihn explizit nicht. Mit dem Mord an Gessler ändert sich nämlich auf der politischen Ebene noch gar nichts. Die Waldstätten werden nicht frei vom Joch der Habsburger, wenn es denn eines war, durch den Tyrannenmord. Der Kaiser würde wohl einfach einen anderen Vogt schicken, und alles wäre wieder beim alten.

Es geht um eine höhere Form der Freiheit. Frei ist für Schiller immer nur, wer bereit ist, alles zu geben für die absolute Idee der Gemeinschaft und der Menschenwürde. Frei ist der, welcher ein absolutes Gesetz kompromisslos und ohne jede Bedingung vertritt, unter dem Einsatz seines Lebens. Freiheit ist für Schiller eine «Freiheit zu», freier Entschluss und Einsatz für die absolute Idee einer menschenwürdigen Gemeinschaft. Politische Freiheit wäre eine «Freiheit von» und damit ethisch weit weniger bedeutend als die «Freiheit zu». Hört man im Monolog in der Hohlen Gasse genauer hin, zeigt sich dies. Tell sagt zu Gessler:

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt,
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du – Er sandte dich in diese Lande,
Um recht zu sprechen – strenges, denn er zürnet –
Doch nicht um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Greuels straflos zu erfreuen.
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.



Goethe: «Bei den Göttern, Freund – wie siehst Du aus?!»
Friedrich von Schiller, Lt. d. R.: «Excellenz, melde mich gehorsamst von meiner ›Verherrlichung‹ im deutschen Reiche zurück.»
Aus Nebelspalter Nr. 19 vom 13. Mai 1905.

Mit dem Mord stellt Tell gleichsam jene göttliche Ordnung wieder her, welche Gessler zerstört hat. In einer sittlichen Gemeinschaft kann es keinen Gessler geben. Und Tell nimmt die Aufgabe auf sich, das Krebsübel Gessler, das den sittlichen Kosmos der Waldstätten beschädigt hat, zu entfernen. Der Mord an Gessler ist ein Akt der Freiheit zu Gunsten einer absoluten Idee von menschenwürdiger Gesellschaft.

Für Schiller ist diese Haltung Tells die Voraussetzung, dass in einem zweiten Schritt später auch politische Freiheit möglich sein wird. Aber die Grundlage eines freien Staates ist nicht die Organisation der Selbstverwaltung, sondern der freie Staat braucht die sittliche Grundlage, wie Tell sie in seiner Tat für die Gemeinschaft verwirklicht.

Auch die Eidgenossen müssen diese sittliche Höhe erreichen, damit ihr Staat jene Grundlagen hat, die allein letztlich die Existenzberechtigung eines Staatswesens ausmacht. Dies ist auf dem Theater in Handlung nicht mehr darstellbar, das Schauspiel endet deswegen in einer grossen Festspielapotheose, in der die sittliche Kraft Tells symbolisch an die Eidgenos-

sen übergeht. Der Staat der Waldstätten wird damit zur Allegorie eines idealen Staates, wie er unabdingbare Voraussetzung für den wirklichen Staat sein muss.

Schiller und Goethe – die Weimarer Klassik – haben die Literatur des ganzen 19. Jahrhunderts bis weit in unser Jahrhundert hinein massgeblich bestimmt, ja dominiert. Goethe war aber von der Französischen Revolution abgestossen, und alle seine dichterischen Versuche, dieses Ungeheuerliche zu gestalten, sind letztlich nicht gelungen. Schiller entrückt das Revolutionsgeschehen in eine philosophische Gegenwelt, die sich den praktischen Auswirkungen der Revolution nicht stellt.

Es fragt sich auch, ob das Menschenbild der Weimarer Klassik, das immerhin bis heute Bildung und Erziehung mitbestimmt hat, überhaupt in der Lage ist, sich in der Darstellung von Revolution und sozialen Fragen zu entfalten. Ist es doch wesentlich und ganz bewusst unpolitisch. Die Frage nach der unpolitischen deutschen Literatur, welche Geschichte nicht machen, sondern sie wachsen lassen möchte, würde hier zu weit führen, obwohl auch sie mit unserem Thema in engem Zusammenhang steht. Thomas Manns Riesenwerk «Betrachtungen eines Unpolitischen» ist ein später Beweis für diese Haltung in der deutschen Literatur, welche von Politik und Staatsorganisation nichts wissen will.

So – eben im Schillerschen Sinne – wollen oder wollten unsere Vorfahren in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts die Schweiz sehen: Die ideale Nation, die über allen Parteikämpfen steht, der Sonderfall Schweiz, der idealistische Kleinstaat, der in seiner Neutralität Hort ist der Humanität und der Freiheit. Carl Hilty ging ja gegen Ende des letzten Jahrhunderts sogar so weit, die Schweizer als das «ausgewählte Volk» – ganz in alttestamentlichem Sinne – zu bezeichnen, das Volk, das ausgewählt und aufgerufen ist, Gott bei der Verwirklichung seines Heilsplans zu helfen. Hilty prägte auch den Begriff der «Willensnation Schweiz», jener Nation, die durch ihre sittliche Vollkommenheit und hohe Moral besteht. Dieses Bild der Schweiz hat z.B. durchaus noch meine Kindheit und auch meine Mittelschulzeit geprägt. Eine solche geschlossene und anspruchsvolle philosophische Staatsidee im Bewusstsein des Volkes zu verankern, wäre mit den Ereignissen von 1848 nicht möglich gewesen.

Unter dieser Idealisierung leidet die Schweizer Literatur bis in unsere Tage – und nicht nur die Literatur. Schweizer Literatur konstituiert und definiert sich geradezu an dieser Idealisierung. Sie macht sie entweder mit oder



Ferdinand Hodler: Gesslers Tod. Entwurf für den Wettbewerb des Schweizerischen Landesmuseums Zürich, 1896.

geht zu ihr in Opposition. Was sich mit der Idealisierung unseres Staates befasst, zustimmend oder ablehnend, wird zur Schweizer Literatur gezählt. So käme zum Beispiel niemand auf die Idee, Hermann Hesses Werk zur Schweizer Literatur zu zählen, obwohl es zum allergrössten Teil in der Schweiz geschrieben worden ist, zudem von einem Schweizer Bürger, der Hesse von 1924 an war.

Ist diese hartnäckige Idealisierung einer Geschichte, die mit der modernen Schweiz wenig zu tun hat, nicht auch ein Grund für die grossen Imageprobleme, welche die Schweiz heute hat – vor allem in den USA? Hätte man sich im Selbstverständnis eher auf die Wurzeln der modernen Schweiz berufen, fiel uns wohl auch die Bewältigung der Weltkriegsvergangenheit leichter, da wir gewohnter wären, pragmatisch zu denken. Die Idealisierung verstellt den Blick auf die Wirklichkeit! Unter der Feder von vielen Schweizer Literaten des ausgehenden 19. Jahrhunderts wird die idealisierte Schweiz vor dem Ersten Weltkrieg zu einem Bergler-Idealstaat, dem der böse Fortschritt fremd und alles Städtische und Weltoffene suspekt ist. Es wird die alpine Bergwelt, die von den Krankheiten der Zivilisation noch nicht angesteckt ist, immer wieder beschworen. Die Heimat wird als gesund und einfach gepriesen. Erstaunlicherweise wird gera-

de Gottfried Kellers ironischstes Werk «Die Leute von Seldwyla» als Massstab genommen für vorbildliches Bürgertum.

So gesund und einfach wie die Romane von J. C. Heer und Ernst Zahn, die übrigens alle in Deutschland erschienen, die Schweiz darstellten, war sie lange nicht mehr. Von 1888–1910 sank der Anteil der ländlichen Bevölkerung von 41% auf 29%. Auch die Verstädterung schritt rasch voran: Zürich hatte 1880 24000 Einwohner, 1900 waren es bereits 150000. Die Industrialisierung der modernen Schweiz schritt sehr rasch und konsequent voran – aber in der Literatur gibt es die Schweiz der Industrialisierung mit der zu langen und schlecht bezahlten Fabrikarbeit noch lange nicht.

Es ist zwar – wie bereits gesagt – eine Besonderheit der ganzen deutschen Literatur, dass in ihr Fortschritt und technische Entwicklung, auch die Notwendigkeit des Geldverdienens, die Niederungen der Alltäglichkeit also, so gut wie gar nicht reflektiert werden. Nietzsche hat dies so ausgedrückt: «Die Deutschen haben keine Kultur, sie wollen die Blume ohne die Wurzel.» In der Schweizer Literatur ist diese Abneigung dem Fortschritt und der Entwicklung gegenüber besonders hartnäckig.

Eduard Korrodi – der Feuilletonchef der NZZ – hat dies 1918 in seinen «Schweizer Literaturbriefen» sehr deutlich gesagt. Er sagt, es könne nicht sein, dass die Schweiz so glücklich sei wie in ihrer Literatur. Sei sie dies aber nicht, dann sei ihre Literatur unzeitgemäss. Die Schweizer Literatur müsse sich endlich lösen vom «Seldwylergeist». Der Äpler und der Bauer seien längst nicht mehr die typischen Schweizer. Man solle sich an Kellers Geist, nicht aber an den Seldwylergeist halten.

Auch die Zeit der geistigen Landesverteidigung in den Jahren vor und während des Zweiten Weltkriegs bedient sich wieder dieser Motive. Auch hier wird die Schweiz als Heimat nicht konstituiert durch die grossen Leistungen eines General Dufour, nicht ist die Rede von ersten Bundesräten, von jenen Männern, die zum Beispiel die Schweizerischen Bundesbahnen geschaffen haben, welche als Verkehrsmittel zur Grundlage unseres Wohlstands gehört haben. Nein, auch die geistige Landesverteidigung verankert den Wehrwillen wieder im Mittelalter, nicht in der Neuzeit.

Erst die Bewegungen nach 1968 beginnen, den Blick frei zu geben auf eine andere Möglichkeit, die Schweiz zu betrachten. Max Frischs «Wilhelm Tell für die Schule» von 1970 ist ein gutes und repräsentatives Beispiel für diese neue Sicht.

Das war der Versuch einer Begründung meiner ersten These. Ich komme nun zu meiner zweiten These.

Die grossen Dichter der Schweiz des 19. Jahrhunderts, Keller, Gotthelf und Meyer haben sich zwar immer wieder und mit grosser Vehemenz zur Politik geäussert. Aber die Nation Schweiz ist nie Gegenstand ihres Werks. Sie erörtern das Politische – wie noch zu zeigen sein wird – aus einer weit höheren Warte als der nationalen. Sub specie aeternitatis gleichsam.

Ausgangspunkt dieser Erörterung ist wiederum die Mythosfigur Tell: Schauen wir, wie Gottfried Keller mit dem Tell umgeht. Nichts von Idealisierung, nichts von Mythos: Im «Grünen Heinrich» gestaltet die Dorfgemeinschaft eine Aufführung von Schillers Tell, dies aber nicht auf einer Bühne, sondern direkt in der Landschaft. Es wäre dies eine wunderbare poetische Schweizer Umsetzung des Tell-Mythos. Der Tell – im Sinne Schillers – wird nicht in der Illusion des Theaters gegeben, sondern in der Wirklichkeit der Landschaft und der Dorfgemeinschaft und verbindet sich dadurch gleichsam mit der Scholle. Zwar sagt Keller, dass der Tell «auf eine wunderbare Weise die Gesinnung der Leute ausdrücke», doch zerstört er seine Tell-Interpretation immer wieder durch seine Ironie. In der Apfelschussszene, dem patriotischen Höhepunkt des Spiels, kommt plötzlich ein Dutzend Narren daher, welche sich ihre Hemden mit Senf verschmieren, die Aufführung wird unterbrochen von Dorfpolitik, die wenig zu tun hat mit dem Schillerschen Geist, am Schluss geraten sich die «barmherzigen Brüder» in die Haare über die Frage, ob die Radikalen den Wein verteuert hätten, so dass den Konservativen der Vorzug zu geben sei. Der Tell im «Grünen Heinrich» endet zwar auch in einem allgemeinen Jubel, doch ist er eher feucht-fröhlich, denn apotheotisch. Die Tell-Kapitel entstehen genau in den Jahren der Entstehung des Bundesstaates, nämlich 1846–1850.

Dieselbe ironische Tell-Behandlung gibt Keller in einem Aufsatz mit dem zweideutig-schillernden Titel «Am Mythenstein». Er berichtet darin über die Feier zur Einweihung des Schillersteins am Vierwaldstättersee 1859 und nennt Schiller einen Dichter, der, ohne die Schweiz je gesehen oder ohne selbst ein Schweizer zu sein, aus reiner Intuition heraus ein Stück schafft, das von den Schweizern als echtes Abbild einer zwar sagenhaften, aber doch als wahr empfundenen Wirklichkeit geglaubt wird. «Welt und Leben mit einer sicheren Ahnung, mit einem Hellsehen zu erfassen, enthebt den Dichter einer nur nationalen Bindung.» Keller reklamiert den

Tell keineswegs für die Schweiz, im Gegenteil, Tell ist für ihn ein Freiheitsdrama, das für alle gilt. Deshalb auch die ironische Beschreibung der Schillerstein-Einweihung, in der die Schweiz in seinen Augen Schiller und Tell für sich in Anspruch nehmen will.

Gottfried Keller sieht einfach keinen Grund, in seinem Werk *eine Nation* zu verherrlichen. Zwar spricht er immer wieder von seinem Volk, stellt seine Stärken und Schwächen dar, in den «Leuten von Seldwyla» besonders, aber es geht dabei nie um *den Staat* Schweiz. Es geht ums Vaterland Schweiz, um die Schweizer Landschaft, um die Schweizer als Menschen, um den Charakter unseres Volkes, aber um den Staat und damit um die Bundesverfassung und ihren politischen Wert geht es nie. Für Gottfried Keller als Dichter ist die Schweiz ein kultureller Begriff, eine kulturelle Vorstellung, der politische Begriff Schweiz steht seiner Literatur fern. Gottfried Keller hätte auch für den Begriff der «Schweizer Literatur» ein blosses verständnisloses Kopfschütteln übriggehabt. Schweizer zu sein und zugleich auch Deutscher in einem kulturellen Sinn war für Keller kein Widerspruch.

Dasselbe gilt auch mutatis mutandis für Jeremias Gotthelf. Auch er sieht in der Schweiz nicht in erster Linie etwas Politisches, sondern etwas Kulturelles. Und seine bedingungslose Ablehnung der radikalen Bundesverfassung ist nicht politischer, sondern religiöser, weltanschaulicher Art. Politik ist für Gotthelf – ein wenig vereinfachend gesagt – ein Synonym für Dekadenz, ein Sammelbegriff für jene Lebenshaltung, die nicht durchdrungen ist von christlichem Denken.

Wir zitieren aus dem Roman «Zeitgeist und Berner Geist»: «Was ist Politik? Im weitesten Sinne und objektiv genommen, ist es das äussere Verhältnis der Länder, der Stände, der Menschen untereinander, subjektiv bedeutet es die Ansichten des einzelnen über diese Verhältnisse. In guten Zeiten, wenn es christlich geht, so gut es hier auf diesem Erdboden möglich ist, wo weder Selbst- noch Genusssucht vorherrschen, jeder dem anderen das Seine gönnt, und ein Genügen hat, an dem, was Gott ihm beschert, wo überhaupt das Verhältnis zu Gott das eigentliche Leben des Menschen ist, da gibt es wenig, oder keine Politik im gemeinen Leben und in der Praxis der Menschen. (...) Werden aber die Verhältnisse in Frage gestellt, ob sie recht oder unrecht seien, entstehen darüber verschiedene Ansichten, entstehen Parteien, an welchen wir jetzt so übel leben.» Politik ist Krankheit – «eine wüste Cholera, über welche niemand Macht

hat, als Gott alleine». Politik ist also ein Zustand, der überwunden werden muss. Es gibt eine höhere Ordnung, eine göttliche Ordnung, welche das regelt, was für das Zusammenleben der Menschen von Bedeutung ist. Politik entsteht erst dort, wo die christliche Ordnung den Menschen nicht mehr genügt, wo diese mutwillig die christliche Ordnung zerstören. Dadurch wird Politik zu einer «Lebens- und Weltanschauung, die alle Verhältnisse einfasst, der ganzen Menschheit sich bemächtigen will». Politik ist eine Weltanschauung gegen Gott.

Gotthelfs ganzes Werk beschreibt im Grunde immer wieder die Welt, in der die Gesetze des Menschen die Gesetze Gottes bedrohen und verdrängen, sein Werk handelt immer wieder von der Welt, in der gekämpft wird um die Synthese von Christentum und Leben. Das analysiert er immer wieder: In den Uli-Romanen, in der «Käserei in der Vehfreude», welche viele Anspielungen enthält auf die Tages-Politik seiner Zeit – erstaunlicherweise vor allem derjenigen Deutschlands. Der Roman «Zeitgeist und Bernergeist» redet von nichts anderem als von der Gesellschaft, welche durch den Verlust der christlichen Lebensweise verkommt.

Der radikale Staat ist für Gotthelf ein Staat, der von Politik ohne christlichen Geist allein bestimmt ist. In ihm herrschen nur noch Menschengesetze, er ist im eigentlichen Sinne gottlos. Aus diesem Denken heraus sind Gotthelfs unversöhnliche Angriffe auf die Radikalen und ihre Ideen und Einrichtungen zu verstehen. Er sah die Radikalen als Menschen ohne christlichen Geist, als Geldmenschen, wie der Dorngrüttbauer in «Geld und Geist» einer ist. Dass er in diesen Angriffen oft zu weit ging und unbegründete Vorwürfe erhob, gehört zu Gotthelfs Tragik. Es wäre aber höchst interessant, diese Vorwürfe und Ausfälle nicht mehr auf dem Hintergrund der Schweiz von 1850 zu beurteilen, sondern aus der heutigen Sicht. Ich denke, dass man Gotthelf in vielem geradezu als Propheten bezeichnen müsste. Übrigens beurteilt auch Gottfried Keller in seinem letzten Roman, dem Martin Salander, die kapitalistische bürgerliche Gesellschaft gegen Ende des Jahrhunderts ähnlich pessimistisch.

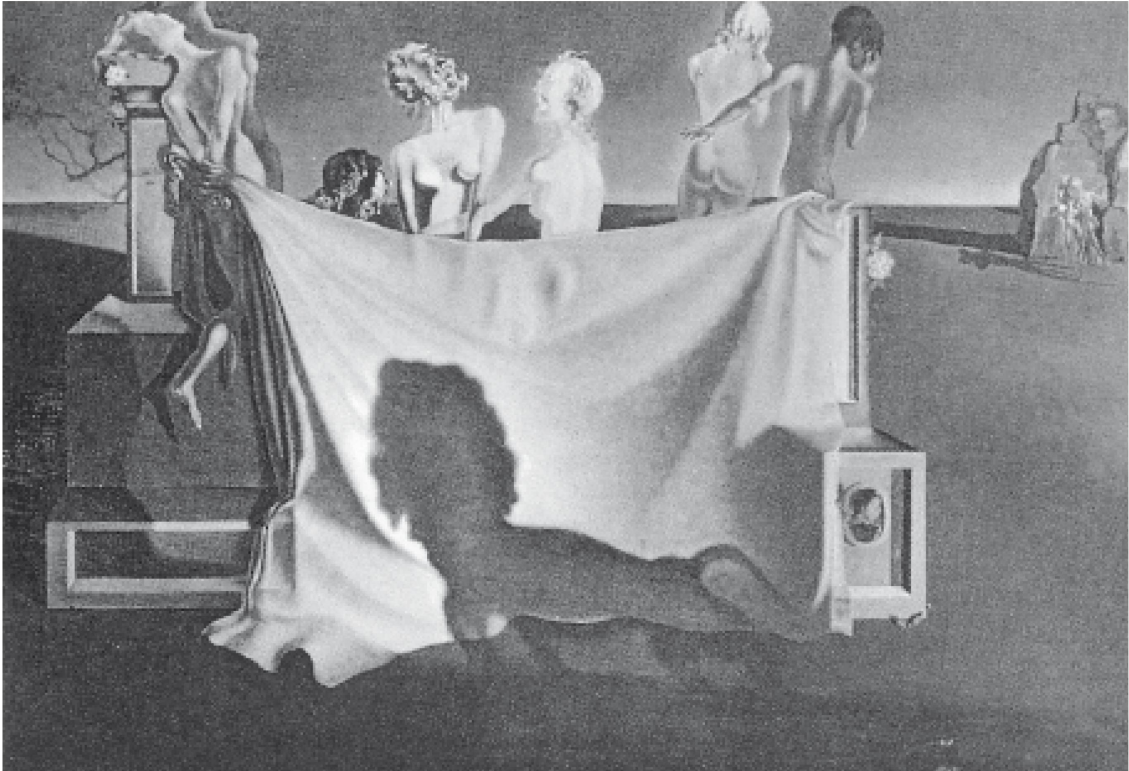
Dieses Denken hat mit der Schweiz als Nation nichts zu tun, obwohl die Menschen der Schweiz, die schweizerische Gesellschaft zentral davon betroffen sind. Nichts und doch alles zugleich. Gotthelf blickt tiefer. Er sieht in den Entwicklungen seiner Zeit – er lebt von 1797–1854, sein Leben deckt sich mit dem Werden der modernen Schweiz vollkommen – etwas, das weiter reicht als bis zur organisatorischen Gründung des Staates. Er



Aus: Woche, Berlin, 12. 4. 1913.

sieht in den Entwicklungen die universellen Veränderungen und Umwälzungen, welche den Menschen verändern. Er spürt die Moderne und ihre Probleme. Diese polarisieren sich für ihn vor allem in der Loslösung des gesellschaftlichen Lebens vom Christentum. Aber nicht nur: Er sieht die Folgen der Industrialisierung voraus, er spürt – in seinem Roman «Jakobs Wanderungen» –, dass die soziale Frage und ihre Lösung eines der grossen Probleme der kommenden Zeit sein wird. Gotthelfs Blick geht tiefer, es ist ein Weitblick in unser Jahrhundert hinein.

Ich komme zum Schluss und zu einer Zusammenfassung meiner Gedankengänge. Ich bin ausgegangen von der These, dass die Entwicklung der modernen Schweiz in der Literatur nicht reflektiert werde. Ich habe weiter versucht, diese Tatsache, die Sie mir haben glauben müssen, zu begründen mit der These, dass die erste Hälfte des letzten Jahrhunderts in unserem Bewusstsein eine geringe Rolle spiele, vor allem weil unser nationales Verständnis nicht in dieser Zeit wurzelt, sondern seinen Ursprung in der Schweizer Urgeschichte findet.



Salvador Dalí: La vieillesse de Guillaume Tell (1931).

Ich habe weiter behauptet, dass im Werk der grossen Schweizer Erzähler des 19. Jahrhunderts – vor allem bei Gotthelf und Keller – zwar die Entwicklung der modernen Schweiz sehr präsent ist, dass aber beide Dichter die Vorgänge weit universaler sehen, weit mehr als Entwicklungen der Gesellschaft in eine neue Zeit hinein deuten, denn als Gründung eines Staatswesens.

Vielleicht gelingt es einem grossen, noch nicht bekannten Schweizer Dichter in der Zukunft, die universale Sicht Gotthelfs und Kellers zu verbinden mit einer Analyse der Ereignisse und Geburtswehen der modernen Schweiz. Vielleicht ist das Jubiläumsjahr Anlass dazu. Ich denke, wir alle könnten nur gewinnen.

Illustrationen aus: Paul Utz, Die ausgehöhlte Gasse. Stationen der Wirkungsgeschichte von Schillers «Wilhelm Tell». (Hochschulschriften/Literaturwissenschaft 60) Königstein/Ts 1984.

Vortrag gehalten am 22. August 1998 im Kunsthaus Langenthal, anlässlich des Stadtfestes 1998.